

wendigste Maß beschränken, und man begnüge sich mit 600 bis 650 Abdrücken in der Stunde. Hartes Papier sei möglichst zu vermeiden. Drucke man von autothypischen Farbenplatten, so solle man den Ton möglichst kräftig auftragen, damit beim Ausdruck der Umrißplatte die ausgesparten Stellen um so plastischer zur Geltung gelangten.

Wie unseren Lesern vielleicht zu Ohren gekommen sein wird, besitzt auch Japan ein Patentgesetz. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, das erste Heft der Veröffentlichungen des auf Grund desselben in Tokio eingesezten Patentamtes einzusehen. Das Heft ist insofern typographisch interessant, als es, unseres Wissens zuerst, offenbar von japanischen Künstlern ausgeführte Holzschnitte nach Maschinen aufweist, und die Xylographen sich ersichtlich alle Mühe gegeben haben, es hierin den Europäern nachzumachen. Vorerst jedoch nicht mit sonderlichem Erfolg. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Holzschnitte sehr roh und erinnern an die Bilder aus den Urzeiten der Xylographie nur allzusehr. Das Papier ist dagegen, wie stets bei japanischen Werken, mustergiltig. Leider sind die Beschreibungen der Erfindungen lediglich in japanischer Sprache verfaßt und die Figuren, wie gesagt, häufig so schülerhaft, daß man nicht weiß, welche Maschine man vor sich hat. So viel scheint jedoch daraus hervorzugehen, daß Japan in Bezug auf das Buchgewerbe in der neuesten Zeit nichts hervorgebracht hat.

Von Patenten aus dem Gebiete des Buchdrucks haben wir heute nur zwei zu erwähnen. Zunächst den von Förste & Tromm in Leipzig erfundenen Druckapparat für Liniermaschinen (Patent 37 734). Der mit der Maschine kombinierte Druckapparat gestattet, bei einem einzigen Durchgange dem Bogen beliebige Schräg- und Querslinien aufzudrucken. — Sodann den Anlageapparat für Druckmaschinen von E. V. Megill in Brooklyn (Patent Nr. 38 090). Dieser Apparat ist für kleine Pressen berechnet; er besteht nur aus einem Stück Blech und gewährt angeblich nicht nur ein regelmäßiges Anlegen des zu bedruckenden Bogens, sondern verhindert auch dessen Mitnehmen durch Hängenbleiben an der Form.

»L'Imprimerie« giebt den Steindruckereibesitzern einige nützliche Winke über die Wahl des Papiers. Wenn gewisse Papiere, heißt es dort, während des Druckes den Stein beschädigen, so liegt es hauptsächlich an der Leimung, oder vielmehr daran, daß der Papierfabrikant bei derselben den Leim mit wohlfeilerem Alaun versetzt hat, d. h. mit einem Stoff, der Schwefelsäure enthält und der also die Gummischicht in den Poren des Steins zerstören muß. Das Vorkommen von Alaun im Papier erkennt man bisweilen schon durch Belegen an dem bekannten Geschmack dieses Stoffes; sonst kommt der Zusatz durch Bestreichen des Papiers mit einer Lackmuspflösung zum Vorschein, wobei der Alaun die Lösung rötet. Bleibt die Lösung dagegen blau, so eignet sich das Papier für den Steindruck. Soll das Papier auf Säuren und Alkalien untersucht werden, so genügt ein Tropfen Weisensaft auf ein leicht geseuchtes Stück des Papiers. Der Saft wird rot bei Vorhandensein von Säuren, grün aber beim Vorkommen von Alkalien. Will man wissen, ob das Papier mit Stärke geleimt ist, so genügt dessen Beseuchten mit einer Jodlösung, welche alsdann einen blauen Fleck giebt. Handelt es sich aber um die Untersuchung auf Gelatine, so bestreue man ein Stück Papier mit Kalk, stecke es in ein Probierglas und erhitze dasselbe etwas, nachdem man einen Streifen rotes Lackmuspapier hineingethan hat. Verwandelt sich das Rot in Blau, so beweist dies das Vorkommen tierischen Leims. Das Vorhandensein von Kreide oder Gyps im Papier endlich erkennt man an dem Aufbrausen beim Betupfen desselben mit Säuren.

In den »Freien Künsten« urteilen zwei Stimmen über die von uns erwähnte amerikanische Idee, die bisherigen Umdruckverfahren durch Herstellung einer lichtempfindlichen Umdruckfarbe zu ersetzen, durchaus abfällig, womit übrigens nicht bewiesen wird, daß der Gedanke nichts taugt. Der eine Einsender bezweifelt überhaupt, daß damit dem Lichtdruck gegenüber etwas gewonnen werden kann. Dem anderen zufolge enthält der Gedanke an sich schon einen

Widerspruch, indem ein Überdruck auf Papier eine dunkle Farbe behufs richtiger Beurteilung der Schärfe erheischt, und nach dem Überziehen dieselbe dunkle Farbe dem Licht die Einwirkung auf die lichtempfindlichen Salze in der Farbe unmöglich machen müßte.

In demselben Blatt wird bemerkt, der Umdruck auf Zink sei ebenso scharf und gut herzustellen wie auf Stein. Für Kreide oder Feder bediene man sich am besten des Berliner Umdruckpapiers, für Gravur aber des neuen Papiers von Süß & Brunow in Leipzig.

Bekannt ist unseren Lesern die unter anderem bei der Reichsdruckerei eingeführte Kupferdruckschnellpresse von Guy, bei welcher das Abwischen der Platte nach dem Einschwärzen durch Wischtücher selbstthätig besorgt wird. Neuerdings soll »L'Imprimerie« zufolge, ein Franzose Namens Marcilly eine derartige Presse erfunden haben, bei welcher die Wischtücher teils vor, teils hinter dem Druckcylinder liegen, was zur Folge hat, daß man die Platte während des Druckes beobachten bzw. beurteilen kann, ob die Tücher ihre Schuldigkeit thun. Auch arbeiten die Wischtücher in umgekehrter Richtung, was von dem größten Vorteil sein soll, weil das Abwischen nach nur einer Richtung die Farbe nach der einen Seite der vertieften Stiche drängt. Die Maschine eignet sich angeblich zu jeder Kupfer- und Steindruckarbeit mit Ausnahme natürlich der allerfeinsten Drucke von Kupferplatten, bei welchen es vor allem auf die Kunstgriffe des Druckers ankommt.

Andererseits berichtet die »Papierzeitung« über eine von dem Amerikaner Homer Lee erfundene Stahldruck-Notationspresse, welche u. a. Postanweisungen druckt und Großartiges leisten soll. Die Platte wird um einen Cylinder gebogen und in schneller Drehung gegen einen Druckcylinder bewegt. Das Einschwärzen der Platte wie das Wegwischen der Farbe wird hier auch mechanisch besorgt und zwar letzteres durch reine Tücher, die bei jeder Umdrehung automatisch vorrücken, verschwinden und stets durch neue ersetzt werden. Die Leistungsfähigkeit beträgt angeblich täglich 10 000 Drucke. Das Biegen der Platte, sonst ein Nachteil, ist hier ein Vorteil, weil die kreisförmigen Zeichnungen des Untergrundes dadurch zu Ellipsen werden und eine solche Ellipse schwer nachzumachen ist. Fälschungen sind daher erheblich erschwert.

Dasselbe Blatt bespricht die Fälschungen, denen Kunstblätter ausgesetzt sind. Gewöhnlich sind die Fälscher bestrebt, gewöhnlichen Abdrücken das Aussehen von Frühdrucken zu geben, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie die in diesen Drucken freigelassenen Stellen durch Begrabieren erzeugen, oder auch Striche oder sonstige Merkzeichen ergänzen, die in den späteren Abzügen wegblichen. Solchen Fälschungen seien namentlich die Blätter von Ranteuil, Masson, Edelinck und Chodowiecki ausgesetzt. Auch werden vielfach Sammlerstempel, Stempel von öffentlichen Bibliotheken, Namen früherer Besitzer gefälscht, bzw. hinzugethan, um Blättern das Ansehen der früheren Zugehörigkeit zu einer berühmten Sammlung zu verleihen.

Mit Bezug auf die der »Papierzeitung« entnommene Notiz über die Vorzüge des Papiers zu den Reichsbanknoten beehrt uns die hochangesehene Firma Giesecke & Devrient in Leipzig mit einer Zuschrift, aus welcher wir ersehen, daß die Firma die Verwendung von solchem Papier als allein genügendes Schutzmittel gegen Fälschung nicht ansieht. Die Photographie und die übrigen von Giesecke & Devrient angewendeten Mittel gegen Nachahmung seien erheblich wirksamer.

Der französische Elektriker Boudet de Paris hat ein elektrisches Vervielfältigungsverfahren bekannt gegeben, welches unter anderm den Verlegern von Werken über Münzkunde gute Dienste leisten könnte. Man überzieht z. B. eine Münze, die man vervielfältigen will, mit gepulvertem Graphit und legt sie auf eine Glasscheibe, unter welcher eine Zinnfolie liegt. Verbindet man die Folie mit dem einem Pol einer Batterie, die Münze aber mit dem andern Pol, so erzielt man einem absolut getreuen Abdruck der Münze auf das Glas. Man braucht dann nur das Glas